Im Atemwarm der Ewigkeit

GREGOR STEIN

Meiner Frau und meinem Kinde

GREGOR STEIN

Im Atemwarm der Ewigkeit

Gedichte

VERLAG DER SANKT-PAULUSDRUCKEREI, LUXEMBURG

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1956 by Sankt-Paulusdruckerei, Luxemburg

Vorspruch

Nun will ich mich schauen im Spiegel am flammenden Tore des Tages
Und einmal besehen im Licht, was ich tiefer im Dunkelsten bin.
Wohl weiß ich das eine bestimmt: daß ich sehnte und suchte und sank
Durch Borne des Wissens hernieder, doch niemals der Weisheit zu Grund.

Nun aber seh ich gespiegelt ein Wunder im Leuchten der Stunde:
Den Fremdesten find ich in mir und mich auch im Fremdesten wieder,
Den Vater im Kinde des Sohnes, und Tote im lebenden Kreis,
Und Letztes im Hauche des Ersten. So ward mir zur Kette das Sein!

Und alle empfingen die Flamme und alle empfinden es wohl,
Wie über dem leisesten Schreiten ein Leiseres mit ihnen rinnt,
Ein Licht und ein heimlicher Schatten, — ein Glanz und ein wuchtiges Kreuz,
Das dich so beseligend schlägt, wie es mich auch bedrückt und erhebt.

So sind wir denn alle gegliedert, und keiner ist außer dem Kreis.
Und keiner ist außer der Liebe, die dreimal gezüngelt verflammt:
Dem Land unser Leben und Sterben, zwei Frauen das Herz und die Hand!
Und tief in den Seelen die Sehnsucht: o Friede, o Eintracht, o Welt!

Und da ich nun fand, was ich suchte: euch alle, befreundete Brüder,
Und nimmer das kleinliche Ich, sondern jauchzend das brausende Wir, —
Da geh ich beschwingter die Wege im Reigen der Schreitenden mit,
Umbrandet vom Geiste des Ganzen und kämpfend auch ganz für den Geist!

Wirrer Traum

Hände, Hände, die mich heben,
Kräfte, die mir Aufschwung geben!
Oder kam die Welt zu Fall!
Wirft mich Erdendrehkraft über,
Taumeln Mond und ich wie Brüder
Einsgeworden quer durchs All?

Schweige, Herz! Blut, laß dein Rauschen!
Ohr der Nacht, wir müssen lauschen,
Denn nun wird das Ende sein!
Abend, lösch das Licht der Sterne!
Dunkel, brause aus der Ferne
Meerhaft in das Chaos ein!

Wind, verklinge! Fluß, verrinne,
Daß ich alle meine Sinne
Spannen kann ins Leis der Zeit!
Ruhe, Seele, soll dich decken. -
Wie, du singst und nennst die Schrecken:
Atemzug der Ewigkeit!

Bist du der leisere Atem der Meere?

Bist du der leisere Atem der Meere,
Dunkel gebannt in den dämmernden Raum,
Ruhloses Fließen in ewige Leere,
Rauschende Stille im lauschenden Baum?

Ueber mich wehst du in endlosem Kommen.
Seltsam verbraust mir im Atem ein Klang:
Dunkler, ich habe Dein Schreiten vernommen
Rauschend die wehenden Wälder entlang.

Im Abend wird die Seele hell

Fallender Abend schlägt Lider . . .

Fallender Abend schlägt Lider dunkel leis übers Land.
Schaukelnder, wiegender Abend!
Zitternde Wimpern, o Wälder, dunkler rauscht euer Lied.
Dunkler das Lied in der Seele.

Schwingende Stille der Ferne, kommst du als tröstende [Macht?
Rinne, du, heilendes Schweigen!
Fliessende Helle hat Worte, aber die streicheln nicht.
Kennst du dies heimliche Weh?

Worte: das sind nicht Gefühle; sie sind lau oder tot,
Aber die Seele kennt Lieder,
Die euch nicht tönende Helle, schweigend der Abend [nur singt,
Volle, verschäumende Stille.

Stille du! Reiß mich hinüber, wo zwischen Tag und Nacht
Größer die glühende Sehnsucht
Sanft auf den Flügeln des Abends, leise und schauervoll,
Sinkt von den ewigen Sternen.

Abendlicher Waldgang

Weite und Wege sind leichter als schattendes Segeln der Nacht.
All diese Schwere der Seele hat erst der Abend gebracht.

Wälder sind reicher im Dunkel, denn Ahnungen ziehen den Hang
Vor dir die dämpfenden Gänge, ach, seltsam und ziellos entlang.

Fühlst du das Leben ersterben? Die Bäume sind tiefer als du:
Leise dem Kommenden wehrend, schaukeln sie Dunklerem zu.

Wipfel und Wurzeln erschauern. Fühl es am Beben der Hand!
Aber du Träumer gehst fühllos durch das erschrockene Land,

Sinnlos der Ferne verbunden, wenn näher das Wunder verklingt —
Göttliches läßt du verwehen, weil fern eine Nachtigall singt.

Litaipes Gesang am Fluß

Nun hängt der Abend in den Trauerweiden,
Die Nacht will mich mit Dunkelstem bekleiden,
Im Wellenspiegel lächelt mein Gesicht.
Ein Falter taumelt hin und sieht es nicht.
Mein Kahn ist Welt, mein Atem mir Gesang,
Wie wundersam doch dieser Hauch verklang.
Leis schwanken meine Züge im Gewelle
Tiefeinsam zwischen zweier Himmel Helle.
Nun bleiben diese Dinge ewiglich:
O Sterne, Falter, Wasser, Nacht und ich!

Ich will nicht schreien, Herr, nach Deiner Hand

Ich will nicht schreien, Herr, nach Deiner Hand,
Doch leise will ich durch die Nächte gehen
Und wegewärts in das gelobte Land
Auf um die Winde Deiner Gottheit flehen.

Sieh! meines Schiffes Segel sind erschlafft.
Mir flutet allzulau das Licht der Tage,
Und nur Dein Atem gibt mir wieder Kraft,
Daß ich die Lasten Deiner Liebe trage.

Drum laß es Abend werden in der Welt!
Ich weiß: Du bist im Wind mit Deinem Knechte,
Und alles Weh, das hoch im Licht sich hält,
Du senkst es lächelnd in das Meer der Nächte.

Und ich fahre, kühner Segler ...

Seelen schweben schwer im Schweigen. Ferne schlafen
Tier und Baum.
Und ich fahre, kühner Segler, in das Dunkel tief im Raum,
Aufwärts in den Schrei der Nächte, flügelschwer und
ohne Ruh.
Mich umkreisen nackte Sterne. Schwingend deinem
Ruf, o Ferne,
Gleite ich versonnen zu.
Jeder Stern wird lächelnd Hafen. Sehnsucht flackert
in mein Spiel,
Da aus klingenden Geleisen leuchtend jene Deutung fiel:
Sterne sind nicht nackte Steine; sie sind Atem und Gefahr,
Und ihr Gleiten ohne Stille und des großen Ganges Wille
Und ihr Leuchten ist Altar.
Denn im Schweigen ihres Lichtes atmest Du, Unend-
lichkeit!
Und so zwischen tausend Welten, Ewiger in Raum
und Zeit,
Spielst Du Deine großen Spiele, hängst Du wechselnd
unsre Ziele,
Ewignah und ewigfern,
Lächelnd leis an jeden Stern.
Und wir steigen und wir sinken zwischen Nacht und
Tag uns wund,
Denn wir tragen schwer im Flügel Welt und Sehn-
sucht, Raum und Grund.

Ewig im Atemverwehen der endlos hinsinkenden Sonne ...

Ewig im Atemverwehen der endlos hinsinkenden Sonne,
Ewigen Jagens du niemals ermüdendes Schweben,
Immer die Sehnsucht im Flügel und niemals der heimlichen Wonne
Endlichen Greifens, ach sterbend, ach lächelnd vergeben,
Gleitest du lautlos in Bahnen, die lärmend die Strahlende ging!

Aber du löschest die Dinge: das Tier und den Baum und das Haus,
Träumende Hänge im Blauen, in denen mein Blick sich verfing,
Ferne und Nähe mit leisen, mit wehenden Händen mir aus.
Hebest mich leichter ins Schweigen aus dunkelversunkenem Land,
Lösest die Worte vom Grunde. Und seltsam erklingt dir ein Lied.

Bin ich nicht, endloser Abend, dir tief in der Seele verwandt?
Dunkel und schwebend und leise. So nimmst du mich, Lautloser, mit.

Wartest du dunkel im Tage...

Wartest du dunkel im Tage,
Träumer, dem Lichte zu schwer?
Hinter dir wächst schon der Abend.
Aber die Seele ist leer.

Spürst du schon schwellende Schatten
Weh um die ruhende Hand?
Um dich versinken die Fernen,
Einsamer ragst du ins Land.

Lieder verwehen im Abend,
Leise verlöscht wie das Licht.
Leuchtende Sänge der Sehnsucht
Gibt dir das Wachsende nicht.

Aber der Abend hat Worte.
Beuge dich, Lauschender, vor:
Dunkler, dem Dunkel vermählet,
Dunkleres hebt dich empor!

Einsamkeit, leihe mir Teil deiner Seele

Einsamkeit, leihe mir Teil deiner Seele!
Gieße kreismächtig dich aus um mein Stehen,
Daß ich eines werde mit dir und deiner Tiefe!
Du bist die Segnung meiner wehen Stunden,
Wenn dein leiser Flügelschlag mich sanft
Und ohne Rauschen aus der Gemeinschaft reißt,
Leicht wie der Abend, der alle Dinge dunkel umarmt,
Den Baum und das Haus und alles Schreitende
Löst und hebt und langsam in sich eingießt,
Wie das Meer die Fluten des singenden Stromes.
Gemeinschaft ist das Bündnis alles Lauten,
Das den Schwachen hebt, wenn es den Sinner überschreit
Und den Starken zwingt in die ausgetretenen Pfade der Welt.
Aber es gehen so viele Straßen der Wahrheit zu,
Und eine, die heimlichste, führt in dich ein.
Und in dir ist Alles: das Schweigen und die Stille,
Und hinter der Stille das Größte: die Ruhe des Ewigen.
Alle Dinge tragen ihr leichtes Lächeln wie das Wehen,
Das leis im sommerlichen Abend um sie und in ihnen ist.
Ihr Lächeln ist wie im Bild das Fließen der Ströme:
Tief und endlos und ruhig, nicht wie das Lächeln
Im Auge des Menschen: ewig im Wechsel, ruhlos
Zwischen Lachen und Leid —
In deinen Dingen steht es und ruht und schweigt.
So ist alles lächelnd in dir, der Stein und das Gras.
Und dunkel hinter dem gebannten Lächeln

Das Auge, das unwandelbar das Lächeln ausgießt:
Gott!
Er ist tief in dem Lärm der Welten als donnernde Macht,
Und über dem Dröhnen der Räder schwebt Seine Gewalt.
Er ist die Wucht in allen tiefen Schreien,
Und Sein Atem ist brausend im Sang der Motoren.
Er ist laut im Lauten und leis im Stillen.
Denn in deiner Mitte, o dunkle Einsamkeit,
Ruhet Er lächelnd aus.

So klopfe ich dem Sein an jede Wand

Schon gießt der Abend still sein Dunkel aus
Und gleitet vor der Nacht als sanfter Page.

In dieser Tür, in diesem dunklen Haus,
Um das der Wind in aufgelöster Klage
Ach, endlos geht, als liebe er das Licht
So tief wie ich, das durch verklärte Scheiben
Den tiefsten Rausch der vollen Nacht zerbricht,
Will ich veratmend und geborgen bleiben.

Ich schlage leis und lauter an das Tor.
Die Nacht lauscht mit, es horcht der Wind im Gleiten.
Ich werfe neu den Klang, der sich verlor,
Der Stille hin. — — Und müder muß ich schreiten
Von Haus zu Haus durch wesenloses Land:
Mein Gang ist endlos und mein Schlag vergebens.

So klopfe ich dem Sein an jede Wand
Und horche nach dem Riegelfall des Lebens.

Jede Welle flüstert ein Geheimnis

Ruhende Sänger, im Rauschen ...

Ruhende Sänger, im Rauschen der göttlichen Ströme verloren,
Fühlt, wie das wachsende Schweigen mich Sinkenden inniger zieht!

Daß ich doch alles noch fühle, verwirrt und berauscht und erkoren,
Alles so seltsam gelöst im verklingenden, dunkelnden Lied;
Daß ich noch alles dem Raunen der wehenden Stunden erlausche,
Bebend wie ihr, da die Seele noch zitternd euch, Singende, trug;
Daß ich zum Dunkelsten sage: Du komme und stehe und rausche!
Daß ich die Starrheit erlöste und ausgoß, wenn ich sie schlug;
Daß ich den Atem der Dinge, das Klingen der Ferne erfühlte,
Leise und schwer und verströmend in euere Worte gerammt;
Daß ich das Dunkel ins Licht hob und Wehsein im Abend verkühlte,
Leuchtend wie ihr und so einsam, vom Lächeln der Spötter umflammt;
Daß ich mich fühle wie Fremdes und bin wie das ruhlose Meer:

Kommt mir die Kraft aus den Sphären und werft ihr
sie spielend mir her?

Tote, ich nenne euch Brüder und gleite euch singend
ins Haus!
Was mit euch rang: das Unendliche, jubelt in mir
sich nun aus.

Es fließt dein Leid, o Leben...

So legst du vieler Jahre
Belastung in mich ein.
Wie ich auch steh und fahre,
Ob Säure oder Wein,
Es fließt dein Leid, o Leben
In meine Offenheit.
Dir bin ich hingegeben,
Dir bin ich auch bereit.

Du läßt mich gehn und stehen
Und weißt um mein Geschick.
Mag träg die Zeit verwehen,
Sie falle wie ein Blick,
Du weißt an jeder Wende:
Die Säure wird nicht Glut,
Und liegt weitab das Ende:
So wird der Wein erst gut!

So bring dein Leid zur Fülle
Und reife mich dem Tod!
Ich bin dir sanft und stille,
Wie mich dein Lauf bedroht.
Doch dringt in tiefer Stunde
Ein Weinen leis zu dir,
Dann höre an der Wunde:

Es schläft ein Kind in mir.
Schlag zu mit tausend Gerten,
Mach mich mit Qualen blind,
Doch hinter allen Härten
Erhalte mir das Kind!

Ich bin und bleibe Hülle,
Um seine Glut gerafft.
Sein Traum ist meine Fülle,
Sein Lächeln meine Kraft.
Ich bin als stumme Saite
Ins Endliche gespannt.

Bald lauscht die große Weite,
Dann springt mein Lied ins Land!
Schlag zu mit tausend Gerten,
Ein Wunder klingt im Wind!
Ich lache deiner Härten:
Es singt, es singt das Kind!

Träumerei am Wasser

Himmel und Wasser,
Auge von oben und Blick auch von unten,
Eines im andern beseligt,
Beide doch stumm!

Lächelnd bin ich dabei,
Ich und windhaften Hauches heimliche Kraft.

Zitterst du, Wasser, oder bist du,
Leiserer Himmel der Wolken,
Tief unter sinnenden Wassern bewegt?

Seht ihr: die Bäume des Ufers
Merkten es auch!
Doppelt winkend stehen sie nun im Rund eueres Bogens:
Unten im Wasser schwankend
Und schwankend oben im Licht.

Ach, nun wissen es alle.
Zweige, Blumen und Birken
Flüstern es heimlich die Ufer entlang:

Wasser, Wolken und Himmel,
Auge von oben und Blick auch von unten,
Fühlten, still und erschauernd,
Ewig sich ferne und doch endlos sich eins!

Schwanenzug

Unter Bäumen, über blanke Tiefen
Gleiten schöne Schwäne still und schwer.
Und drei Blätter, die im Wasser schliefen,
Ziehen wellenheiter hinterher,
Schaukeln sanft mich über und in Traum.

Plötzlich bin ich hell im Licht der Stunden,
Staunend, denn ich weiß, ich weiß nicht mehr:
Ging auch dort ein weißer Schwan verschwunden,
Und drei Blätter zogen mit zum Meer,
Oder was fuhr wasserab im Traum?

Eine Seele, schien in Weiß gewoben,
Glanzumschauernd jedes Einerlei?
Ach, noch eh sich meine Lider hoben,
War das Wunder schwanenhaft vorbei,
Und dahinter Schönheit, tief wie Traum!

Ich warte ...

Fällt nicht ein Ahnen, schwer wie reife Frucht
Und grell wie Licht in deine schönste Stunde?
Hängt deine Seele nicht, in stillgelegter Flucht,
Dem Tage lauschend am verstummten Munde?

Die Stunde ist so voll. Ich liege drin,
Und meine Seele fliegt nach fernen Gründen.
Der Tag ist schwer und sein Gewicht hat Sinn:
Nun müssen die Gefühle leise münden.

Wohin? Sie faßt nicht jeder enge Born. —
Spürst du noch nicht, wie alles deiner harrte?
Schon überglänzt den Tag ein sanfter Zorn,
Die Stunde dunkelt müd. Und sieh: Ich warte.

Okeanos der Seele ...

Okeanos der Seele, vom großen Wind bewegt,
Kaum eine scheue Welle an deine Ufer legt.
Traum nur fährt leichte Boote Kanäle still entlang,
Am Ruder dunkle Sehnsucht, im Segel leisen Sang.

Fern lehnt an meine Meere sich dein besonntes Haus.
Jäh flaggen alle Wimpel nach jenem Hafen aus.
Und Traum, verwirrt und lächelnd, läßt alle Ruder ruhn,
Still sinnen Sang und Segel wie stille Menschen tun.

Der Tag wirft alle Boote ins Tägliche zurück.
Ganz leise und versonnen gehn sie ins helle Glück
Und bringen reglos wieder die unsichtbare Fracht:
Ein heimliches Geheimnis aus der entleerten Nacht.

Gleicht meine Seele nicht dem Fluten ...

Gleicht meine Seele nicht dem Fluten,
Das singend nach dem Meere zieht?
Und das beim stillen Dämmerbluten,
Sich lösend, in die Fülle flieht?

Ich bin ein Kahn auf diesem Gleiten,
Um dessen Kiel es leise schäumt.
Schwer hängt ein Wind in Segelbreiten,
Der fort nach blauen Wüsten träumt.

Und Nächte sind wie dunkle Bäume,
Die fern am Ufer schaukelnd stehn.
Und Tage sind wie blaue Räume,
Die lächelnd durch die Äste sehn.

Wie bin ich nach dem Meere trunken!
Wie lockend blinkt die ferne Flut! —
Am trägen Ruder hingesunken
Sitzt Bruder Traum und sinnt und ruht.

Und weiß: wenn bald ein Tag verblaßte,
Rollt tief ein Rauschen nachtwärts her.
Und Schwester Sehnsucht hoch im Maste
Weist jauchzend aus: „Das Meer! Das Meer!"

Ein stummer Vogel gleitet schwer ...

Ein stummer Vogel gleitet schwer und ohne Ziele
Um den verträumten Weiher hin und her
Und sieht des eigenen Flugs verhaltene Widerspiele
Im Wasser schweben, stumm und schwer wie er.

Ich stehe tief im Tag und gehe stumm im Kreise
Um aller Himmel tiefverträumtes Licht,
Die Hand am vollen Auge, schwer und still und leise
Den großen Gang ins All — und seh mich nicht.

Hör nur
den Atem aller Dinge gehn

Beim Fällen eines Baumes

Du, Fäller, hast den Keil ins Holz gestellt
Und wuchtest ihn durch Knorren wie durch Schleißen,
Dich, Stille, trifft der Schlag, der hallend fällt,
Leis knisterst du, o Stamm! Doch bricht ein Reißen
Quer durch mein Herz! Barst hier nicht eine Welt?

In allen Dingen bist du stumm zu Haus

In jedem Laut stirbt dir ein großes Lied,
Ein Lächeln fällt in jedem Blattverwehen,
In jedem Leid schwingt deine Seele mit, —
Du fühlst den Atem aller Dinge gehen.

In allen Dingen bist du stumm zu Haus.
Und tausend Gräber wachsen durch die Stunden.
Du schöpfest nicht das große Leben aus
Und stirbst doch endlos auch an fremden Wunden.

Die Wolken sind mir Schwestern...

Die Wolken sind mir Schwestern, und der Erde
Geballter Schrei ist tief in mir erstarrt.
Doch atemschwer, in neigender Gebärde,
Ein Stiller, der das Leuchtende erharrt,

Im Morgenrot, im abendlichen Sinken,
Bin ich von allem innerlich versehrt:
Ich muß die Andacht tiefster Stunden trinken,
Der Hauch des Alls wird in mich eingekehrt,

Der Vogel schlägt mich an mit sanftem Flügel
Und gibt berührend seine Sehnsucht her,
Ruf ist das Tal mir und der ferne Hügel
Und hügelferner das gedämpfte Meer.

Der Baum ist einsam unter tausend Bäumen
Und legt sein Wehsein heimlich in den Wind,
Das Feld darf nicht sein müdes Leid verträumen,
Und allerwärts weint doch ein Menschenkind.

Ich bin zu eng dem Atem aller Dinge,
Dem unterdrückten Schrei, der mich durchbebt.
O Wort, o Klang, daß ich das alles singe,
Was um mich leidet, weil es in mir lebt!

Laß dich treiben und schaukeln ...

Daß die Wolke so zieht und die Blume sich neigt,
du mein Kind,
Daß die Zweige so zittern wie staunend du auch, o mein Kind,
Daß die Dinge so ruhlos und schwingend sind,
Das macht nur der Wind.

Du nenne ihn Atem der Ewigkeit,
Der haltlos steigt wie die endlose Zeit,
Du nenne ihn nicht:
Er geht doch durch alles so leis, o mein Kind,
Und selig im Gleiten, — doch fühllos und blind
Um dein Gesicht.

Daß du zitterst, wenn still in dein ruhloses Sein
Verdunkelt und schauernd dein Denken lauscht,
Macht der Atem der Seele, der endlos und rein
Wie der Wind aus der Ferne der Tiefe entrauscht.
Du fange ihn ein:
Er geht durch die Hand und er geht durch das Wort,
Er wächst dir verklingend ins Ewige fort
Und verweht wie der wandernde Wind.

Sagt die Blume denn auch, o du lauschendes Kind:
Wer greift in mich ein und schaukelt mich leis?
Ich möchte ihn fassen, des Kräfte ich weiß!

Die Blume trägt trunken die Schauer im Haar,
Die Wolke zieht lautlos und endlos und klar.
Sei leise getrieben und selig geneigt,
Im sänftlichen Schaukeln sei Blume und Zweig!

Gedämpftes Spiel der Jahreszeiten

Schon will der Dinge Atem leiser gehn...

Schon will der Dinge Atem leiser gehn.
So sanft stirbt nun der Herbst in unsern Gärten,
Daß Wolke, Blatt und Baum benommen stehn,
Die leicht die letzten Strahlen noch verklärten.

Und alles, was der Glanz entzündet hat,
So Blatt wie Seele, muß vom Wehsein trinken
Und will doch nicht die allerletzte Tat:
Erzitternd aus dem Leuchten niedersinken!

Drum schweigt mir, Menschen, daß nicht euer Hauch
Die Ruhenden im Abendträumen störe,
Es störte meiner Seele Stille auch,
Die offen lauscht, daß sie das Tiefste höre.

Und hört erschauernd, wie ein scheuer Wind
Aus toten Fernen weht, daß er befehle.
Die Wolke zieht, — nun ist die Stunde blind.
Müd sinkt das Blatt, und müder meine Seele.

Das Leben war. Nun wird das Andere sein.
Ein Dies irae schreckt durch dunkle Pforten.
Wir sind ins Tor geweht, Tod, laß uns ein,
Denn Du bist scheu im Wind an allen Orten!

Im Herbste wird das Leben leicht...

Im Herbste wird das Leben leicht und aufgehoben.
In alle Dinge strömt das leise Wunder ein
Und löst das Sommersein vom Grund und gibt es oben
Dem Wind, dem weiten Abend und dem müderen Schein
Der Himmel, die sich schwer und dunkel senken
Und über unserm Abend stumm wie Dächer sind.
Gefühl wächst lautlos auf, und alles Denken
Umwandert scheu den Tod, so endlos wie der Wind
Im Tag sich hält und klingender im Dunkeln
Vom Unerkannten die geheimen Kräfte weiß:
Tief ist der Sommer, voll von Laut und Licht und Funkeln,
Der Ferne nur die Ferne reichend, streng im Kreis
Des Zeitlichen um alle Dinge glutvoll schreitend,
Endlos verstrahlend, blütenreich und lüsteschwer,
Ganz Wanderer, ganz Reifender. Dann leiser gleitend
Hebt er gedämpft die Glut der Tage zu uns her
Und reift die Zeit dem Ewigen. Von seinem Glanze
Bringt leis der Herbst das sanfte Abendlächeln mit,
Das losgelöste Sinken in getragenem Tanze,
Die offene Unendlichkeit, den scheuen Schritt,
Der tief im Tag dir überall entgegenschlägt
Und blattgleich dich sekundenlang hinüberträgt.

Der Herbst ist tief in Alles eingesunken

Der Herbst ist tief in Alles eingesunken
Und will, daß ich verklärt mich lautlos neige.
In meinem Blute war ein Sommer trunken.
Nun hängt mir schwer die Seele im Gezweige
Und schaukelt müde ihr geheimes Fühlen,
Tiefschauervoll, tieftrauervoll und leise.

O Herbst! Es liegt ein Ton in deinen Spielen
Und weiß von einer wegeschweren Reise,
Vor Abend noch, im sanftern Mittagscheine:
Aus tiefster Trunkenheit führst du mein Leben
Der Kelter zu, der Hefe und dem Weine.

So muß sich alles in die Reinheit heben,
Und alle Reinheit muß getrunken sein.

An Allerseelengräbern

Wie sanft der Herbst noch durch die Gänge geht,
So lächelndleis und müdeweh des Wartens!
Als Deine Blume bin ich hingeweht,
O Gott, ins letzte Lodern Deines Gartens.

Dein Wind nimmt mich gelassen in sein Spiel.
Schon sinken sanft die Blüten meiner Krone
Aus Hang und Halt ins unerkannte Ziel.
Ach, daß die Schwebenden der Sturm verschone!

Aus hundert Hügeln dräut mir Deine Macht.
Das will mich tief aus allen Wurzeln heben.
Ich schwanke leis hinüber in die Nacht,
Und hinter ihrem Leid winkt mir das Leben.

Fröste im Advent

Auf den Flügeln des Sturms fiel das Sterben ins Tal.
Auf den Schwingen der Nacht sank Verderben hernieder —
Da starb mir der Strom. Und die Nächte zumal,
In denen Alleid ich dem Strome empfahl,
Sind starr nun und seltsam und schwer ohne Lieder.

Und ich halte nun lauschend die Seele bereit
Und ich horche hinaus und ich horche nach innen,
Und alles ist tot. — Und die dunkelnde Zeit
Erschauert am Ufer der Ewigkeit,
Aus der will das Göttliche rinnen.

Du, fühle es mit: o, schon wittert das Land
Tauwetter im Glanz über Türmen und Dom.
Bald springt uns das Licht aus der stürzenden Wand,
Bald splittert von klingenden Dingen das Band:
Das Eis von der Seele, das Eis mir vom Strom!

Traumherrscher ohne Schranken

Ich schalte frei, Traumherrscher ohne Schranken,
Und habe leicht, noch eh dein Schreckruf fiel,
Mein Ich zum All gemacht und sonder Schwanken
In dieser Welt mein Herz zum Sonnenspiel.
Nun bin ich doch wie du in Glut und Glänzen,
Mittsommerliche volle Mittagszeit,
Und darf aus wirbelsamen Strahlentänzen
Eingehn in deine Atemlosigkeit.
Die Seele wird zum wälderweiten Dunkel,
Durch das kein Hauch geht und kein Wehen weint,
Weil die vereinte Glut das Windgemunkel
In ihren Bränden himmelblau versteint.

Und doch durchschreitet diese Wälderweiten
Die Sehnsucht sanft wie eine Märchenfee
Und lächelt hin durch tausend Seligkeiten
Im Spiel mit Farn und Vogel, Blatt und Reh.
Da muß sie jäh ins Niegestörtsein lauschen
Und weiß beglückt: In dieser heißen Zeit,
In jener Ferne, die nun lockte, rauschen
Die Labequellen tiefster Ewigkeit.

Horchend in die Ewigkeit

Gott träumt am Ufer meiner Seele

Gott träumt am Ufer meiner Seele
Und trägt den Abend unterm Lid
Und spricht im Traum: „Geh hin und zähle
Die Qualen, die dein Auge sieht!"

Ich gleite still. Die Wasser rauschen:
„Dein Atem ist ein ewiges Meer.
Leih mir Dein Ohr, dem Leid zu lauschen,
Bring ich Dir tausend Meere her!"

Er blickt verloren in die Fernen
Und sät den Abend in den Wind:
„Ich zähle sie an meinen Sternen
Und weiß, daß sie nicht endlos sind!"

Ich fliesse leis. Die Wellen sagen:
„Du, Ewigkeit, hast keine Zahl!
Es bricht ein Meer aus allen Tagen,
Und jeder Laut hat seine Qual!"

Er taucht die Hand in meine Fluten
Und lächelt voll den Abend hin:
„Das Große steigt aus tausend Gluten.
Ich bin der leiderstrebte Sinn!"

Er steht und breitet Seine Hände,
Die Nacht fällt mächtig über Land:
„Ich bin im Leide, das Ich sende,
Ich bin im Kerne und am Rand!

Ich bin in euern vollen Nächten,
Ich bin als Dunkel tief im Saal,
Ich grabe still aus tausend Schächten
Das Gold der ausgelittenen Qual!"

Ich rausche leis. Die Wasser sagen:
„Es steht ein Großes in der Nacht,
Gott ist vom tiefen Wellenschlagen
An unsern Ufern still erwacht!

Und alles Leid der fernsten Weiten
Und aller Qualen ärgster Brand
Rollt ihm — o Maß der Ewigkeiten! —
Als Tropfen leuchtend aus der Hand."

Bin ich nicht einsames Saatkorn ...

Bin ich nicht einsames Saatkorn des ewigen Säers,
Kraftlos dem Schwunge verloren, leise den Fingern entglitten,
Eh noch die Hand den streunenden Bogen warf?
Schollen decken mich zu, und das stehende Licht
Lastet unendlich über den trunkenen Schollen.

Warum kann ich nicht Scholle, warum muß ich denn Korn sein?
Nacht ist mein Bett, und mein wuchtloses Wort,
Weinend dem Lichte verhaftet, dem Säer sehnend geklagt,
Fällt mir lautlos und schwer tief in die Seele zurück.
Schwellend am Worte im Dunkel, durchs Leid der Scholle vor,
Drängend dem Lichte entgegen in haltloser Flucht der Lieder,
Immer Dir zu, Du stummer Säer ins Land,
Ungesehener Du und Niebegriffener,
Reife ich jubelnd ins Licht,
Wachse ich tief in Dich ein, wachse ich zitternd,
Von deinem Hauche umflossen, von deinem Atem geküßt
Und tief in den Gründen seltsam bewegt,
Ach bald, ach schwer, dem stilleren Abend entgegen,
Den klingenden, schwingenden Sensen zu.

Fallend und sterbend aber
(Ich weiß es, denn du sagst es mir dunkel

Tief in den fliehenden Ahnungen
Manchmal im Ruhen des sommerlichschweren Neigens,
Wenn Deine Winde Dein Wort verwehen wie Staub.)
Fallend und sterbend werde ich ruhen,
Frühling und Herbst Du,
Aussaat und Ernte im gleichen Schwung der Hände,
Ewiger Säer, ewiger Mäher des Endlichen,
Werde ich lächelnd ruhen in Deiner Hand.

O du bist groß, Gebieter ohne Zorn

Ich würde alles mit dem Tod umgürten:
Das Sein, die Sterne wie den kleinen Dorn,
Auf daß sie sterbend meine Stärke spürten,
Wär ich wie Du, Gebieter ohne Zorn!

Ich würde alles mit Verderben schlagen:
Den Menschen und das Tier, den Wind, die Zeit.
Und würde stolz, von eigener Kraft getragen,
Hinschweben durch den Dom der Ewigkeit.

Und liesse alles, ohne milde Regung,
Auf loser Hand nur schaukelnd, wie zum Spiel,
Den Atem und das Fleisch und die Bewegung
Vergehn: es war, es atmete, es fiel!

Und würde lächelnd auf den Trümmern stehen,
Wär ich wie Du, grundloser Quell der Macht!
Und würde leis ins Schweigende verwehen,
Als Flamme durch die sternenlose Nacht.

Und dann, ins Ruhende zurückgesunken,
Mein Wissen dunkeln. Alles wird zu Traum!
Den tiefsten Rausch mit leichter Hand getrunken
Und groß und einsam sein im leeren Raum!

Du aber lohnst den Fluch mit stiller Güte
Und reifest jedem Feld das goldene Korn.
Und jedem Baume gibst Du Deine Blüte.
O Du bist groß, Gebieter ohne Zorn!

Der Flüchtling vor Gott

Fern von Dir verklingt mein stilleres Leben.
Wird Gewesenes nicht leicht zum Traum?
Alle Dinge überlief ein Beben, —
Fern von Dir versteinert sich der Raum.

Schwellend gibt das Dunkel seine Deckung,
Hüllt mich ein und spült mich in die Nacht.
Tief in meinem Schritt klingt Deine Schreckung,
Und Dein Atem ist im Wind erwacht.

Deine Wärme steigt aus jedem Grunde,
Und dein Schreiten ist in jeder Bahn.
Tausende umweht die volle Stunde,
Denn die Fülle schlägt nicht einen an.

Doch! Du wirfst um mich die ewigen Fluten,
Denn die Andern gingen in Dich ein.
Feuer sind sie tief in Deinen Gluten,
Ich allein bin unbewegter Stein.

Wo ich bin, ist auch Dein hartes Wehen
Wesenlos und fühlbar um mich her.
Immer höre ich die Wellen gehen,
Denn Du rauschest wie das große Meer.

Wandrer hältst Du nicht mit Deinen Händen,
Wirfst sie ab, wie Staub von Deinem Schuh. —
Ach, ich spüre weh Dich um die Lenden,
Fliehend sinke ich Dir wieder zu!

Kleines Weihnachtslied

Kaum steht das Tier im Schatten,
Da fühlt der Mann ermatten
Die stille liebe Frau.

Kommt flügelsanft ein Rauschen,
Daß er muß auswärts lauschen
In ungeahntes Blau.

Ein Stern will niedergehen
Und bricht im tiefern Wehen
Des losgelösten Winds

In wachsendem Gestrahle
Durch Tür und Stein ins Kahle —
Da lächelt schon das Kind!

Erlöste,
ersteigen wir singend das Land...

Grüße den Tag mir und küsse die Stunde!
Alles sei Atem und Stille und Klang!
Demut erlausche unsterbliche Kunde,
Die uns ein Bote des Ewigen sang:

Maria ging lächelnd den Weg in die Ferne,
Maria ging leicht wie ein jubelndes Kind
Und winkte dem Gleiten der ruhigen Sterne
Und fing in den Händen den kosenden Wind.

Doch Sterne sind tief. Und das heimliche Wehen
Des Windes ist schwer und so seltsam gefüllt.
Maria erschauert im müderen Gehen,
Un leis wird ihr Lächeln vom Wissen umhüllt.

Laß fallen die Hände vom Arm des Erwählten,
Denn göttlicher Wille ward wirkende Tat,
Und Stunden, die nah im Vergangenen zählten,
Verlieren sich hin wie der schwindende Pfad.

Maria wächst über das Dunkel der Erde,
Vom heiligen Atem der Stille umkost,
Und steigt aus dem Kreise der Hirten und Herde,
Dem Menschen ein Weib, doch dem Heile verlost.

Sie schreitet verloren zum Stalle hernieder
Und weiß, wie ihr Schreiten die Ferne beschenkt:
Dem Müden pulst Kraft durch erschrockene Glieder,
Der Laute wird leis in sich selber versenkt.

Und über den Dächern schwebt dunkel das Ahnen:
Erlösung harrt lauschend an stürzender Wand.
Und, weinende Sünder, aus ruhlosen Bahnen,
Erlöste, ersteigen wir singend das Land.

Maria spricht

Ich schöpfe Dein Wehen
Aus Stille und Wind,
Und über mein Sehen
Wächst lächelnd ein Kind.

Ich werde nun, Rose,
Dem Tage geschenkt,
Der segnend das Lose
Ins Feste versenkt.

Du bist in den Winden
Nur leise und groß.
Ich werde dich binden
Im reifenden Schoß.

Und werde dann, Rose,
Dem Tage geschenkt,
Der segnend das Lose
Ins Feste versenkt.

Ich halte Dein Schweben,
Dein Atmen, Dein Licht
Und gebe dem Leben
Gestalt und Gewicht.

Und werde so, Rose,
Dem Tage geschenkt,
Der segnend das Lose
Ins Feste versenkt.

Schon tragen die Stunden
Mich leis in die Nacht.
Und wehlose Wunden
Entfalten sich sacht.

Schon werde ich, Rose,
Dem Tage geschenkt,
Der segnend das Lose
Ins Feste versenkt.

Du falle und steige
Im Atem des Lichts,
Du sprich oder schweige
Voll leisen Gewichts:

Ich bin Deine Rose,
In Liebe gesenkt,
Steh leise und lose,
Dem Leide verschenkt.

Heimlichkeit der Zwiegespräche

Der Narr im Spiegel

Der Narr: (Zum Spiegelbild)

Wer bist du, der du stumm und ohne Schwere
Die Lider senkst, die Arme hebst wie ich
Und atemgleich dich wehrst, wie ich mich wehre?
Ein sanfter Narr, das bist du sicherlich,
Der seltsam und geübt in wirrer Regung
Vom Fremden sinnlos alle Taten pflückt
Und sie, in wundersamer Gleichbewegung,
In sich verwandelt, ernst und doch beglückt,
Daß Zug dem Zuge gleicht und Hoch und Nieder
In deinem Arm sich wirkend wiederfand.
So scheinest du im Wanderrausch der Glieder
Aus mir gewachsen und mir tief verwandt.
Bin ich so stark, daß ich das Wort gestalte,
Wenn jäh der Wille laut das Wort mir ruft?
Doch wie ich unberührt die Form entfalte,
Schmerzt zwischen Form und Wille tiefste Kluft!

Das Spiegelbild:

Du bist geheimnisvoll im Licht der Tage
Und ich bin Du, wenn mich das Licht gebiert.
Daß ich dich weiß, wenn ich den Willen trage,
Und falle, wenn der Tag sich leis verliert,
Daß ich dich fühllos meinen Schöpfer heiße
Und nenne, wie du tief dich selber nennst:

Das ist das Rätsel, das dich schaudernd reiße
Tief in dich ein, wo du am tiefsten brennst!
Du sagtest Narr zu mir und lächelst leise.
Ich gebe lächelnd dir das Wort zurück.
Wir gehn verbunden die getrennte Reise:
Ich trage dich und du trägst mich im Blick.
Uns beide trägt, was hebend dich bedrückt.
Geh in mich ein und sei in dir beglückt!
Du siehst den Abgrund zwischen Form und Wollen
Und meinst ihn abzugreifen mit der Hand.
Doch schöpfe aus! Du hebest aus dem Vollen
Endlos den Willen, nie die Form vom Rand
Der Nähe, die du weh mit heißen Fängen
Hebend zu greifen suchst, wie Holz und Stein,
Daß sie bewegend und bewegt sich zwängen,
Sich selber zwängen in sich selbst hinein.
Geh ahnend in dich ein und schlage dich:
Ein sanfter Narr, das bist du sicherlich!

Das Dunkel rauscht die müde Sehnsucht an

Der Wanderer:

Wie bist du stumm, du mittagtiefer Stein,
Um den mein Schreiten ungefühlt verklingt!
Die Straße schlummert in den Wald hinein,
Der rauschedunkel mir entgegensingt. —

Der Stein:

Ich bin der Sinnende, der fernwärts lauscht,
Wenn mich der Wanderer im Traume weckt.
Ihr fühlt es nicht, wenn euer Weh verrauscht,
Wie mich das Wunder jeder Stille schreckt.
Mich drückt die Last, die leise mit euch schreitet,
Das Ungesagte, das euch stumm umgleitet,
Denn alles Große ist in meiner Bahn.
Euch treibt ein altes Erbe in den Hain,
Das Dunkel rauscht die müde Sehnsucht an.
Ihr tragt das Helle tief in euerm Schritt,
Das große Schweigen nehmt ihr fühllos mit,
Ins rauschende Verdunkeln mit hinein.

Wenn ich den Zirkel nun mächtiger schlage

Ich:

Wenn ich den Zirkel nun mächtiger schlage um nächtlichen Ort,
Raunend mein Feld nun dem Endlichen kraftvoll verschließe,
Daß ich die Brausenden banne: die Masse, den Schrei und das Wort,
Daß mir das Ewige klingend dem Dunkel entfließe,
Schauert die Seele zusammen und weiß die unsterbliche Macht.

Hör ich den Klang schon, den tiefsten der göttlichen Klänge
Über dem heimlichen Raunen und tief in dem Kommen der Nacht?
Stärker noch banne mein Wille die atemlos drängende Menge!
Seele, entsteige der Hülle und lege dich lauschend hinein
Tief in die Wirbel des Dunkels und trinke die Fluten!
Aber sei stille! Sei Kind mir: so sprachlos, so weltlos und rein!

Die Seele:

Fühle so zitternd das Sein in den himmlischen Gluten,
Fließt dir die Ewigkeit klingend ins träumende tiefe Gesicht!
Fremder ist Alles, und fühlbarer bin ich im Dunkel.
Klang ist das tiefere Leben und klingend bin ich dir licht,
Daß du mich singst in der Worte gedämpftem Gefunkel.
Aber das Wort ist es nicht. O, viel tiefer als Wort ist der Klang,
Tiefer im Klang ist das göttliche Schweigen verloren.
Segne die Nächte, in die jener klingende Atem dir sprang,
Frachte sie ein und du fühlest: in Gott bist du wiedergeboren!

Hochzeitliches Zwiegespräch

Die Frau:

Nun überfällt mich der geweihte Tag,
Eh noch der Atem seinen Rhythmus fand.
Was mir als Sehnsucht lang im Herzen lag,
Steigt bang und lächelnd ins verwirrte Land.
Und mich umweht ein unbekannter Wind,
Dem ich als Baum gesetzt bin, daß er Sang
Und Lüste, die wie kleine Kinder sind,
Um meine Äste jage. — Bist du Klang,
Geliebter, bist du Wind? Bist du der Raum,
In den ich zitternd wachse, weil dein Hauch
Mich sanft umkost und meine Hände kaum
Die Wesenheit des Wehenden erfühlen?
Du bist nur Klang, nur Fluß. Du bist nicht du.
Denn vor dem Priester wurdest du Orkan,
Der brausend mit dem Orgelrauschen kam
Und einfiel in die Ruhe meines Schaukelns.
So bist du fremd und wesenlos in mir...
Und ich? — Ich bin... wie ein gekostes Tier,
Das in den Atemfährten des Geliebten
Dem kargen Kosen nach ins Weite geht.
Ich bin nicht ich. — Du hältst mein Herz — wie Wein
Und gießest mich in deine Winde ein.

Der Mann:

Hast du nicht tausendmal in großen Stunden
Mich tief mit deiner Seele ganz durchlauscht?
Und hab ich nicht aus lächelndleisen Wunden,
Die nur die Neigung in die Größe bauscht,
Mein Herz wie nackt in deine Sicht gehoben?
Dann warst du mir verwachsen und verwandt,
Daß wir, wie Eines, stumm und froh nach oben
Ins Atemleichte schritten. Deiner Hand
Warmflutende Erregung ging in Schauern
Und deiner Augen leichtes Leuchten sang.
Und nun gehst du aus den geweihten Mauern,
Noch trägst du tief im Ohr den hohen Klang
Des Wortes und der Segnung und der Lieder.
Und schon verwirrt dich das bekannte Land?
Und alles, Mensch und Stein, erkennt dich wieder,
Du aber schreitest um der Dinge Rand
Und nennst sie neu, die unverändert stehen ...
Trittst du so seltsam aus der alten Bahn,
Verwirrt vom geistgeweihten tiefern Wehen,
Und fühlst mich ferner in der Fremdheit an?

Die Frau:

Du bist nicht mehr wie gestern, da dein Blick,
Dein Streicheln, deine Hand die deinen waren.
Wie sich doch alles wandelt tief im Glück!
Schon liegt ein Fremdsein über meinen Haaren,

Schon ist dein Atem angekühltes Warm,
Das leis und zitternd mein Gesicht umstreicht.
Es löst der Halt sich scheu von deinem Arm,
Und läßt mich sinken, tief und lang und leicht.
Von deinem Auge geht ein Dunkel aus, —
Und gestern leuchtete doch dein Gesicht! —
Das fließt mir wehlos schwer ins offene Haus
Und füllt mich auf, doch es erwärmt mich nicht ...
Ich nenne nicht die Dinge all mit Namen,
Weil nicht das Wort jedleises Fühlen hebt.
Doch sag: nennst du die Fluten, die mir kamen,
Nicht Furcht, die tief durch alle Wonnen bebt?

Der Mann:

Du Namenloses der beglückten Stunde!
Wie gibst du scheu im letzten Atemfall
Dem Jubelnden die ängstliche Sekunde!
O Kind, war meine Seele dir nicht All,
In das du deine Sehnsucht lächelnd hieltest,
Das wir durchschritten, einsam Hand in Hand?
Hast du die Weiten nicht, durch die du spieltest,
Lächelnd erleuchtet und erhellt erkannt?
Die Frucht geht atmend durch die Dunkelheiten,
Die scheu und schauervoll dein Fuß begeht.
Nun sprich: kommt dir mein Wort aus dunklen Weiten,
Bist du in mich wie tief in Nacht verweht?

Die Frau:

Nun nennst du Fremdes mit dem fremden Namen!
Und doch geht Nacht mich unerschlossen an,
Daß ich erzitternd um des Tages Rahmen,
Ach fühllos, lichtlos, wissenlos die Bahn,
Die du, Geliebter doch, mich führtest, gehe.
Fließt nicht die Welt so schwer um meinen Fuß?
Du aber willst, daß atemleicht ich stehe
Und Fliehendes dir reiche sanft im Kuß. —
Ich weiß: ich sei das Klingen deiner Zeiten!
Noch aber ist das Tönen nicht erwacht,
Noch ist es Tag. Bald wird der Abend schreiten
Und tief im Abendfall die Furcht der Nacht.

Der Mann:

Die Nacht kommt klingend her auf dunklen Wellen,
Die Nacht ist reicher als der große Tag.
Alleid, Allqual wird leis in ihr vergellen.
Doch brausender bleibt der geheime Schlag,
Der zwischen Land und Land auf schweren Schwingen
Uns ewig tiefer und beseelter tönt.
Die Nacht weiß heller als der Tag zu singen,
Im Abend steht die Seele dir verschönt.
Die Nacht hebt Wunder schwer aus ihrem Schoß.
O ahne nur: im Dunkel sind wir groß!

Die Frau:

Schon fühle ich, wie an mein stilles Ufer
Das Wasser ruhlos seine Wellen schlägt,
Ein naher Rauscher und ein ferner Rufer,
Der Sehnsucht bringt und Sehnsucht weiterträgt.
Fern kommt ein Schiff im Atem großer Winde
Und gleitet her zum tieferregten Strand.
Und seltsam fremd — wie gleich ich doch dem Kinde! —
Fühl ich mich stehn, fühl ich mich leise Land.

Der Mann:

Du bist der Gast, ich bin das Schiff im Meere.
Du steige ein! Ich weiß der Häfen viel.
Komm, fülle meines Schiffes weite Leere
Und nenne mir dein heißersehntes Ziel!
Schon flaggen Wimpel aus zur frohen Reise,
Der Abend fällt ins volle Segel ein.
Ich weiß dir große Buchten, stille, leise.
Dort träumt das Glück. Komm, steige selig ein!
Sanft schlägt das Meer an die durchpulsten Planken. —
Das ist der atemhafte Fluß der Zeit! —
Spann deiner Seele Segel aus! Wir schwanken,
Wir stoßen ab! Das Ziel heißt: Ewigkeit!

Die Frau:

Es muß ein Göttliches am Ende stehen,
Wenn Himmlische die Ausfahrt schon umwehen!
Nun muß ich lächelnd in die Kniee sinken
Und aus der Fülle tausend Wunder trinken.
Noch schließt ein Bangen mich im Zirkel ein.
Ich bange fort und bleibe wunschlos drinen
Und will nicht weiter in die Nächte sinnen.
Das Ziel sei: Ewigkeit und dies der Preis:
In allen Dingen, demutvoll und leis,
Dir einzig Klingen, Glück und Seelenwein,
Ganz Leidende, ganz Schöpferin zu sein! —
O Atem, Ruf und Rauschen allzumal,
O wonneschwere Fahrt, du, mein Gemahl!